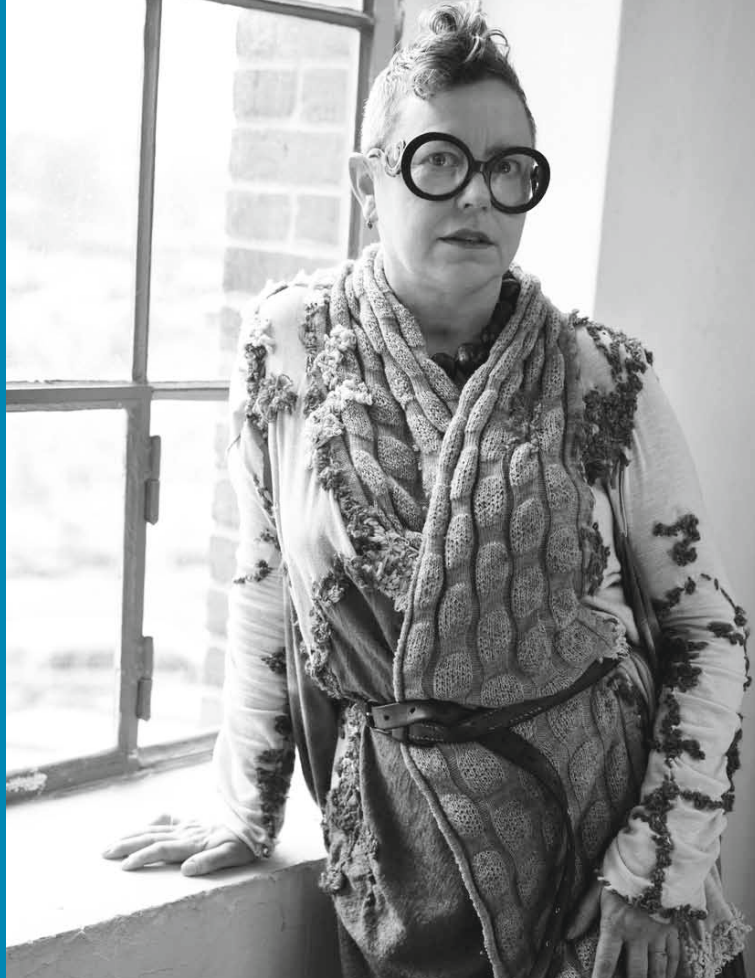




Martina Glomb lebt Mode als Kulturgut. Foto: Axl Jansen

Mode ist eine Sprache

Sie arbeitete als Chef-Designerin bei Vivienne Westwood in London, entwarf Mode für Werbung, Video, Film und Theater und hatte Lehraufträge in Italien, Schweden, Ägypten und China. Seit 2005 leitet Professor Martina Glomb den Studiengang Modedesign an der Hochschule Hannover (Hsh). Ihr kleines Büro an der Expo Plaza mit Blick hinüber in die Werkstätten, wo Studenten an Nähmaschinen sitzen, vor Schneiderpuppen stehen oder sich über große Zuschneidetische beugen, ist vollgepackt mit allerlei Dingen: Büchern, Stoffmustern, Utensilien aller Art, Kunst und Erinnerungsstücken. An den Wänden hängen Fotos – Mode, Menschen, Berufliches und Privates, und vor der raumhohen Fensterfront steht ein alter englischer Ledersessel. Sie hat einen „gemischten Bio-Kräuterte“ gemacht und kredenzt dazu Maiskekse. „Der Tee tut uns bestimmt gut, auch wenn er vielleicht nicht unser Lieblingstee ist“, sagt sie, lächelt und gießt ein. Mode ist für die 59-jährige gebürtige Bremerin ein Kulturgut, eine Sprache, mit der man sich teilt und ausdrückt. „Neue Kleidung, Secondhand, Vintage oder Selbstgenähtes – das alles ist Mode. Doch auch in der Mode braucht es mehr Nachhaltigkeit, eine andere Wertigkeit“, sagt Glomb, die Mitglied bei den „Scientists4Future“ und davon überzeugt ist, dass sich vieles ändern müsse, nicht nur in der Mode. An der Hsh hat sie als erstes Projekt dieser Art in Deutschland und gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung „Slow Fashion“ gegründet: Ungenutzte Kleidung und Stoffverschnitt zu verwenden und daraus andere Stücke zu gestalten, sieht sie als eine neue Aufgabe ihres Berufsstandes. „So können Textilien länger genutzt werden.“ Leidenschaftlich plädiert sie dafür, weniger zu kaufen, dafür hochwertiger, Kleidungsstücke zu pflegen, zu reparieren und auszubessern. „Das sind wichtige Grundfertigkeiten, die man können muss und die zu den Lebensfähigkeiten gehören.“ Folgerichtig geht sie mit ihren Studierenden auch in Schulen, um Kindern

diesen Gedanken nahe zu bringen. Martina Glomb ist mit Stoffen groß geworden. „Ich hatte das große Glück, in eine sehr kreative, künstlerische Familie zu kommen.“ Schon der Großvater war ein bekannter Schneidermeister, genauso ihr Vater. „Er hatte Kunden wie Prinz Louis Ferdinand, Chris Howland oder Rudi Carrell. Die kamen und haben sich einen Anzug nähen lassen.“ Auch für Expeditionen in die Arktis und Antarktis entwickelte und fertigte der Vater Zelte und Spezialanzüge. „Er war immer am experimentieren und basteln. Bei uns wurde ständig gemalt, gezeichnet, gesungen. Im Garten standen Zelte, wo man auch übernachtet hat, um sie auszuprobieren. Wir hatten ein sehr offenes Haus, viel Besuch, Musik, Tiere. Bei uns war immer viel los. Diese Kindheit war nicht zu toppen!“ Als sie neun Jahre alt war, änderte sich alles. Kurz nacheinander starben Mutter und Vater. Martina kam in die Obhut des Jugendamtes und landete nach Stationen in Heimen und Pflegefamilien schließlich bei ihrer Großmutter. Das ehemals selbstbewusste, fröhliche und kreative Kind war traumatisiert und verstört. „In der Schulzeit habe ich sehr gelitten und kam mit den Freiheiten der 70er Jahre gar nicht klar.“ Mit der Zeit sei es aber immer besser geworden – auch weil sie den „Punk“ für sich entdeckte. „Das war einfach toll! Da platzte bei mir der Knoten!“ Sie hing mit Punkbands herum, nähte schrille Outfits und fühlte sich zum ersten Mal in ihrem Leben wieder lebendig, frei und am richtigen Ort. 1978 absolvierte sie das Abitur mit Bestnote. Zur Überraschung aller entschied sie sich für eine Schneiderlehre und ergattete einen der begehrten Ausbildungsplätze im besten Couturehaus Bremens. „Dort habe ich von der Pike auf alles gelernt, das Verarbeiten der fantastischsten Materialien, teuerste Seiden, Brokate aus echtem Gold! Aber die Ausbildung war sehr, sehr streng!“ Ein bisschen widersprüchlich sei es gewesen, schmunzelt sie. Äußerlich war sie Punk, mit kürzestem roten Ledermi-nirock, spitzen Stiletto und den üblichen Accessoires, legte aber in ihrer Arbeit eiserne Disziplin, Perfektionsbesessenheit und Hartnäckigkeit an den Tag. Nach erfolgreichem Abschluss der Ausbildung und auch des anschließenden Modedesignstudiums versuchte sie in zwei Geschäften, wo unter anderem auch ihre Kollektionen verkauft wurden, den Punk nach Bremen zu holen. Dann gelang ihr der Sprung nach London, zu Vivienne Westwood, ihrem Idol. „Westwood war für mich die GröÖte. Da wollte ich schon immer hin!“ Geschichten aus den elf Jahren bei der Mode-Ikone würden ein Buch füllen. „Ein exzentrischer Mensch, der in seinem eigenen Kosmos lebt; dabei aber total ‚down to earth‘ ist. Status interessiert sie nicht.“ Eine schwierige Person sei Westwood, aber: „Sie hat eine Treue und eine Ehrlichkeit! Und sie sagt allen Leuten ins Gesicht, was sie denkt. Egal wem und das tat sie schon immer.“ Bei Westwood lernte die junge Designerin, dass Mode auch ein Instrument sein kann, Kritik zu üben. „Nicht jeder versteht das vielleicht gleich. Es gibt nicht Wenige, die auch über Westwood sagen: ‚Was für ne panne Alte!‘ Aber wenn man genauer hinguckt, kann man die humorvolle Kritik an gängigen Schönheitsidealen sehen. Beispielsweise wenn Vivienne diese dicken Popos macht, ist das eine Hymne an die Schönheit, zugleich aber eine Veräppelung dieser Künstlichkeit.“ Folge man sklavisch und erist den ständig wechselnden Trends, könne das nur unglücklich machen, ist Glomb überzeugt. „Dann macht Mode keinen Spaß.“ Und sie erzählt von jungen Mädchen, die daran verzweifeln, nicht so auszusehen wie ihre Idole. „Da kann man doch nur mit Humor und Selbstbewusstsein drüber stehen und darüber lachen.“ Sie sei froh und dankbar, dass sie so sein und ausse-hen könne, wie sie sich gerade fühle. „Ein Pannekleid anhaben und mich nicht schlecht dabei fühlen.“ Sie lacht und zieht an ihrem etwas zu groß geratenen wollenen Strickkleid, in Blau und Schwarz, mit fetter, in Gold gestrickter Aufschrift, „Ice“. „Was ich heute anhave, hat eine echt crazy Geschichte.“ Es ist eine Story aus der Zeit bei Vivienne Westwood, als sie in Eiseskälte am Rande der italienischen Abruzzern eine Produktion begleitete. Im Nachbarbüro fror Antonio Lolli, Designer bei Iceberg, einer bekannten italienischen Modemarken. Um sich abzulenken und als Unterhaltung entwarfen sie – nur so zum Spaß – ein ausgefallenes, wärmendes Strickkleid aus Wölle, Glombs Lieblingsmaterial. „15 Jahre später geh ich in London am Portobello Market über den Flohmarkt und entdecke dieses Kleid, über das wir damals beim Designen Witze gemacht haben!“ Für acht Pfund erstand sie das Stück. „Obwohl ich mir kaum etwas kaufte. Von meinen Studierenden krieg ich Kleidung, wenn mal was abfällt, oder von Vivienne Westwood. Da bin ich privilegiert! Kleidung kaufen ist für mich immer ein kritischer Prozess: Muss ich wirklich? Hab ich nicht noch?“ Fast mit jedem ihrer Kleidungsstücke ist eine Geschichte verbunden. Es sind „Lieblingsstücke“, von denen sie sich niemals trennen würde. An erster Stelle

steht augenblicklich ihr „Schwieger-Oma-Restepullover“, an dem sie zwei Jahre gestrickt hat, ohne Plan und ohne Vorlage. Sie schmunzelt: „Da musste ich dauernd Designentscheidungen treffen: wie weiter, welche Wölle, welche Farbe?“ Zwei Säcke Wollreste erbt sie von der Großmutter ihres Mannes, und von Anfang an stand für sie fest, dass nichts hinzugekauft werden sollte. „Er sieht unmöglich aus. Aber ich kann es nicht abwarten, nach Hause zu kommen und in diesem Pullover rumzulaufen!“, sagt sie und lacht. Zuhause, das ist für Martina Glomb ein Dorf bei Wörpswede, wo sie mit ihrem Mann, dem Musiker und DJ, Jens Mahlstadt, lebt. Seit 33 Jahren sind sie zusammen, seit 28 Jahren verheiratet. Kinder? „Ich hätte mir sehr Kinder gewünscht. Hätte gut gepasst, weil unser Leben sehr einfach ist: Auf dem Land, mit einem großen Haus und Tieren, aber sehr bescheiden. Ich glaube, das wäre für Kinder ganz toll gewesen. Leider haben wir die Chance nicht gehabt. Und die Adoptions-gesetze in Deutschland, wenn man DJ und Modedesigner ist, sind nicht besonders vorteilhaft.“ Aber auch so habe sie viel mit Kindern zu tun, tröstet sie sich. Ihr gutes, stabiles Umfeld hat ihr geholfen, eine Krebserkrankung durchzustehen und zu überwinden. Andere Kraftquellen waren ihr Beruf, der sie erfüllt, der intensive Kontakt zu ihren Studierenden und – ihre Lust und Leidenschaft an Klei-dung: „Auch in schwierigen Phasen habe ich mich farbenfroh und bunt angezo-gen und hatte eine starke Lebensfreude. Gerade in solchen Zeiten der Verunsicherung kann man sich neu orientieren und sich etwas trauen, was man sich vorher nicht traute“, ist die Modeschöpferin überzeugt. Eva Holtz

Autisten: andere Welt

„Klein Autist ist wie der andere. Autismus ist keine Verhaltensstörung und ist nicht heilbar“, weiß der Dipl.-Psychologe Reinhard Rudolph aus Göttingen. Die vielgestaltige neurologische Entwicklungsstörung hat biologische Ursachen. Sie liegen in einer anderen Struktur und Funktionsweise des Gehirns. „Deshalb“, so der Autismus-Experte, „erleben Autisten die Welt anders. Ihr in unseren Augen ‚merkwürdiges‘ Verhalten ist eine Bewältigungsstrategie, um mit der Welt zurecht zu kommen.“ Menschen mit Autismus leiden häufig unter psychischen Begleitstörungen: Depressionen, Ängsten, Phobien, Schlaf- und Essstö-rungen, Wutausbrüchen und fremd- oder selbstverletzenden Verhaltensweisen; sie lassen Spontanität, Initiative und Kreativität vermissen und haben Schwierigkei-ten, Entscheidungen zu treffen. Oft seien es diese Störungen, die auffielen, so Rudolph, weil die ursprüngliche Behinderung, der Autismus, sich so unterschied-lich zeige und schwer zu diagnostizieren sei. Um welch kompliziertes und komplexes Krankheitsbild es geht, wurde in der zweitägigen Fortbildung für Mitarbeiter des Klinikums deutlich. Der Psychologe betrachtete das Thema umfassend und unter allen nur denkbaren Blickwinkeln: Welche unterschiedlichen Formen von Autismus es gibt, wie man Menschen mit

Großes Interesse an der Fortbildung über Autismus. Foto: Holtz



Autismus erkennen kann und welche Verhaltensweisen darauf hinweisen; er gab viele, auch praktische Tipps, wie man als Fachkraft oder auch als Familie mit autistischen Menschen umgehen und deren Umfeld gestalten solle. „Autistisches Verhalten wird oft als Provokation oder ‚Autisten‘ verstanden, ist es aber nie-mals. Es gibt keine authentischeren Menschen als Autisten. Sich zu verstellen entspricht nicht ihrem Denken, Fühlen, ihren Bedürfnissen.“ Autisten nähmen viel mehr Sinnesreize wahr, könnten diese nicht verarbeiten und seien dann über-fordert. „Sie können sich nicht in andere hineinversetzen. Wir aber auch nicht in sie.“ Was sie als unerträglich störend empfänden, sei sehr individuell, man müsse das bei jedem einzelnen herausfinden, um den Autisten in seiner Alltagsbewälti-gung unterstützen zu können. Die regen, leise geführten Gespräche zeigten, dass es unter den 53 Teilnehmern viele Erfahrungen und Erlebnisse mit autistischen Menschen gibt. „Bringen Sie es in die große Runde!“, forderte der Psychologe die Zuhörer auf. „Unsere Autistin hat alle Vorhänge abgenommen“, sagte eine Mitarbeiterin. Ein anderer wollte wissen, ob bei einem Wutausbruch verbale Beruhigung funktioniere. „Nein, gar nicht“, war die Antwort des Spezialisten. Reizarme Rückzugs- und Erholungsräu-me, aufblasbare, den Brustkorb einengende Druckwesten hätten sich bewährt, ebenso Bewegung und Sport, besonders das monotone Schwingen auf einer Schaukel oder einem Trampolin. „Vor allem aber muss man als Mensch da sein und den Autisten durch das emotionale Chaos lenken. Eine gute Beziehung zum autistischen Menschen entwickeln – das ist für ihn wie ein ‚Ur-Anker‘ und eine große Beruhigung“, so Rudolph, der per Foto auch viele Ideen und praktische Beispiele für einfache Hilfs-, Beschäftigungs- und Gestaltungsmittel zeigte, so-wohl was die häusliche Umgebung als auch den Arbeits- und Therapieplatz be-trifft. „Toll, sowas könnte man in der Ergotherapie herstellen“, sagte eine Teil-nehmerin. Der Referent nickte. „Es muss aber Spaß machen und ihn interessieren, das ist das Entscheidende.“ Dann sei Ergotherapie meist effektiver und hilfreicher als Psychotherapie. „Für autistische Menschen ist Beschäftigung oft erträglicher als Pause machen“, ist Rudolphs Erfahrung. Er empfahl das Buch „Herausfor-derndes Verhalten vermeiden“ von Bo Hejlskov Elvén und zeigte einige überzeu-gende Beispiele daraus. „Das ist ein praktischer Leitfaden, der einfache und effek-tive Strategien vorschlägt“, so der Psychologe, der die Teilnehmer auch immer wieder dazu ermuntert, jetzt und hier von ihren eigenen Erlebnissen und Erfah-rungen zu berichten: „Viele Beispiele erleichtern Ihnen das Verstehen.“ Es kam ein lebhafter Austausch in Gang, bei dem deutlich wurde, wie hilfreich diese Fortbildung für viele war. So war auch das Fazit am Ende der beiden Tage durchweg positiv. Die Sozialar-beiterin Alison Kopitz fand wichtig: „Wir müssen uns immer wieder bewusst ma-chen, dass die Menschen uns durch ihr Verhalten nicht ärgern wollen – sie kön-nen einfach nicht anders.“ Auch die Methoden und Maßnahmen, mit denen man Autisten helfen könne, hätten sie überzeugt – und: „Was ist so schlimm daran, wenn jemand anders ist? Auch das wurde mir durch diese Fortbildung wieder be-wusst.“ Anne Bergmann absolviert ein duales Studium „Sozialpädagogik und Sozialmanagement“, sie sagte: „Ich habe noch keine Erfahrungen mit Autismus. Mich haben vor allem die selbstgemachten Beschäftigungstools fasziniert. Ich denke, dass ich viel gelernt habe, was mir hilft, mich für dieses Krankheitsbild zu sensibilisieren.“ Ergotherapeut Thomas Baumgarte nahm vor allem eines mit: „Wenn ich besser weiß, wie ein autistischer Mensch funktioniert, dann ist er auch viel effektiver behandelbar. Ich werde in Zukunft einen Autisten schneller und si-cherer erkennen können. Was vorher Bauchgefühl war, ist jetzt konkreter und fundierter.“ Eva Holtz

Veranstaltungen im Klinikum Wahrendorff (unter Vorbehalt):

Aktuelle Informationen erfolgen rechtzeitig.

- 1. Mai, 14–17 Uhr: Cafégarten-Eröffnung mit Andy Lee, Dorff-Platz Köthenwald
- 10. und 31. Mai, 11–15 Uhr: sonntägliches Spargelessen, DoG Köthenwald
- 13. Mai und 8. Juli, 18:30–21 Uhr: nur für Mitglieder: Stammtisch, Die Wahren Dorff Freunde e.V. in Ilten
- 19. Juni, 15–18 Uhr: Mittelalterliches Sommerfest in Köthenwald
- 25. Juni, 18 Uhr: Unterhaltungskünstler Thomas Kreimayer, DoG Köthenwald
- 27. Juni, 18 Uhr: „Route 65 – Mädelsabend“, Dorff-Gärtnerei, Ilten

Die Wahren Dorff Freunde e.V.:

1000 Euro von E.ON

Herbert Flecken, der Vorsitzende der Wahren Dorff Freunde, freute sich sichtlich über diesen Termin. Kommt es doch nicht allzu oft vor, dass er für den Freundeskreis eine solche Spende entgegen-nehmen kann: Andreas Bode und Stephan Zernecke, als Vertreter der E.ON Energie Deutschland GmbH, überreichten ihm einen Scheck über 1000 Euro. Wofür der Betrag verwendet werden soll? Nicht nur dies erfuhren die beiden E.ON-Mitarbeiter vom 1. Vorsitzenden, son-derm auch noch Interessantes über das Klinikum und das, was hier geleistet wird. Herbert Flecken sprach unter anderem über die Not-wendigkeit, gutes Personal zu gewinnen. Er erläuterte die vielen un-terschiedlichen Arbeits- und Betätigungsmöglichkeiten, die die Heiminterne Tagesstruktur/Tagesförderstätte für Bewohner bereit hält – und die nur mit guten Mitarbeitern zu leisten seien. Und er machte auf die „Stammtisch“-Abende des Freundeskreises mit ihren interes-santen Vorträgen aufmerksam. Dass die Spende in die Anschaffung einer „Tovertafel“ fließen wird, erforderte allerdings Erklärungsbe-darf. Die Tovertafel wurde speziell für demenzkranke Menschen ent-wickelt, um ihre Apathie zu durchbrechen und sie geistig und kör-perlich zu aktivieren. Farbenfrohe Projektionen, von einem Beamer auf den Tisch projiziert, reagieren auf ihre Hand- und Armbewegun-gen. Das animiert mit dem Licht zu spielen, sich daran zu erfreuen und überraschen zu lassen. „Zu erfahren, was mit unserer Spende geplant ist, macht für uns die Sache richtig rund“, so Vertriebslei-ter Andreas Bode. „Offene Türen“ habe Kundenbetreuer Stephan Zernecke bei ihm eingearannt, als er den Freundeskreis des Klinikum Wahrendorff als Empfänger vorgeschlagen habe. „Ich selbst war auch schon hier, beim Weihnachtsbaum-Contest oder kürzlich beim Richtfest und kenne die Einrichtung aus persönlichem Erleben. Schön, dass wir das heute machen können“, sagt Andreas Bode. Noch viel besser kann Stephan Zernecke beurteilen, was das Klini-kum Wahrendorff ausmacht. „Ich wohne in Sehnde, und da hat man jeden Tag Berührung mit dem Klinikum: Man kennt den Mann mit der Gitarre, der blauen Perücke und dem bunten Hut. Wenn man im Auto unterwegs ist, wird man mitunter auf der Straße angehalten, weil Bewohner meinen, sie seien Polizisten und müssten den Verkehr regeln.“ Und auch seinen beiden Töchtern sei das Klinikum vertraut: „Mit ihrer Sehnder Hip-Hop-Gruppe sind sie schon bei Sommerfesten in Köthenwald aufgetreten. Die Kinder wachsen damit auf, dass es auch Menschen gibt, die ein bisschen anders sind. Das finde ich gut, denn es fördert ihre Toleranz, und sie haben dadurch auch wenig Berührungängste“, sagt Stephan Zernecke und freut sich, dass sein Vorschlag, mit der Unternehmensspende die Arbeit des Freundeskrei-ses und damit die des Klinikum Wahrendorff zu unterstützen, auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Eva Holtz



SERVICE-SEITE



Frühjahrskonzert im DoG von Live Music Now und dem Quartett Grimm. Foto: Giesel

- Ambulante Psychiatrische Betreuung Kontakt: Christian Somol, Tel. 0511/7003 55 11
- Ambulanz Suchtmedizin-Sprechstunde Gärtenstr. 19, 30161 Hannover, Termin-vereinbarung: Tel. 0511/169331-0, Termin nach Vereinbarung
- APS – Akademie für Pflege und Soziales GmbH, APS – Betreuer-/Angehörigenfortbildung zu Psychiatrie-Themen, Karlsruher Str. 2b, 30519 Hannover, An-sprechpartner: Cordula Schweiger, Tel. 0511/864754
- Auftragsarbeiten in der Arbeitstherapie Ansprechpartner: Günter Pöser, Tel. 05132/90-2551 oder pöser@wahrendorff.de
- Bibliothek Rudolf-Wahrendorff-Str. 17a, 31319 Ilten, Ansprechpartner: Marlene Bruns, Tel. 05132/902596, Öffnungszeiten: Di, Do: 15.30–17.30 Uhr, Sa 14.00–16.00 Uhr
- Bügelstube Köthenwald Wara Gasse 4, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Doris Wollborn, Tel. 05132/90-2863, Öffnungszeiten: Mo–Do 8.00–12.00 und 12.30–16.00 Uhr, Fr 8.00–12.00 und 12.30–15.00
- Cafégarten Köthenwald Wahre Dorffstr. 1, 31319 Sehnde, Kontakt: Anke Zeisig, Tel. 05138/770121 10, geöffnet Mai bis Oktober, Mo–Fr 15.00–18.00 Uhr, Sa–So 11.00–18.00
- Café Knuckelsnest Wahre Dorffstr. 1, 31319 Köthenwald, Kontakt: Larissa Truhn, Mailow Gatschau, Tel. 05132/902514, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–17.00 Uhr, Sa–So 10.00–17.00 Uhr
- Café und Restaurant Sympatico Borgenstrickstr. 4–6, 30519 Hannover, Ansprech-partner: André Weiß, Tel. 0511/848953-15, geöffnet Mo–Fr 8–18 Uhr, Sa und So 11–16 Uhr
- Dorff-Gärtnerei-Ilten Sehnder Str. 19, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Ludger Goeke, Tel. 05132/90-2681 oder dorffgaertnerei@wahrendorff.de, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–18.00 Uhr, Sa 8.00–12.30 Uhr und So 10.00–12.00 Uhr
- Dorff-Laden (Second-Hand, 96-Shop, Kiosk) Wahre Dorffstr. 1, 31319 Köthenwald, Tel. 05132/90-2558, geöffnet Mo–Fr 8.00–12.00 und 12.30–16.30, Sa 9.00–12.00 Uhr
- Epilepsie Selbsthilfegruppe 1. Freitag im Monat, „Zeischenzeit“, Schaufelder Str. 11, Hannover, Ansprechpartner: Klaudia Bade, Tel. 05111/669088
- Fahrradwerkstatt Wara Gasse 4a, 31319 Köthenwald, Tel. 05132/90-2712, geöffnet Mo–Fr 8.00–16.30 Uhr
- Kaffeerunde für Ehemalige/Interessierte Klinik im Park, Station 2, Rudolf-Wahren-dorff-Str. 17, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Regina Tegtmeyer, Tel. 05132/90-2412, Treffen jeden Do um 16.00 Uhr
- Kunstwerkstatt Köthenwald Wahre Dorffstr. 1, 31319 Köthenwald, Ansprechpartner: Annette Lechelt, Tel. 05132/90-2875, Öffnungszeiten: Mo–Do 08.00–17.00 Uhr, So 12.00–17.00 Uhr
- Medikamenten-/Alkoholprobleme Frauengruppe, Klinik im Park, Station 2, Rudolf-Wahrendorff-Str. 17, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Regina Tegtmeyer, Tel. 05132/90-2306, Treffen jeden Dienstag von 17.00–18.30 Uhr
- Seelsorge Büro PIA Köthenwald (Seminarraum), RWH Ilten, Pastorinnen: Ilka Greunig und Dr. Uta Blohm 05132/90-2219, Diakon Werner Mellenin 05132/90-2284
- Sorgentelefon gebührenfrei und rund um die Uhr, Tel. 0800-8459390
- Tagesstätte Parkstraße Parkstr. 16, 31275 Lehrte, Ansprechpartner: Yvonne Gruczkun, Tel. 05132/5027957, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–16.00 Uhr
- Transkulturelles Zentrum für Psychiatrie und Psychotherapie Tagesklinik Linden, Schwarzer Bär 8, 30449 Hannover, Kontakt: Frau Gülay Akgöl, Tel. 05132/90-2516
- Traumambulanz Gärtenstr. 19, 30161 Hannover, Ansprechpartner: Oliver Glawion, Tel. 05132/90-3838
- Veranstaltungs-Service Räume für Veranstaltungen, 200–200 Sitzplätze, Service u. Restauration auf Wunsch, Ansprechpartner: Nicole Strehst, Tel. 05132/90-2202
- Wa(h)renhaus Ilten Erd.-Wahrendorff-Str. 1, 31319 Sehnde, Tel. 05132/90-3384, Öffnungszeiten: Mo, Mi–Fr 8.00–16.30, Di 8.00–12.30
- www.wahre-seele.de Das konkrete Magazin zur seelischen Gesundheit

Prominente gefragt

Verrückt ...?



Leonard Lansink, Schauspie-ler (u. a. „Wilsberg“), Berlin: Ich bin ein schlichter, biederer Mensch. Was ich Verrücktes getan habe – etwa in der Jugend – das wird nicht verraten. Später kennt man die Konsequenzen und hält sich zurück. Auch mein Beruf klingt nur verrückt und ist kei-neswegs so aufregend wie man denkt. Es ist Teamwork. Man geht morgens zur Arbeit und abends nach Hause. Ja, verrückte Kol-len gibt es schon. Aber kein Ver-rückter empfindet sich selbst als verrückt.

Jens Meyer-Kovac, Gründer und Geschäftsführer „Literari-scher Salon“ der Leibniz Uni-versität Hannover: Verrückt ist mittlerweile nur noch positiv konnotiert, wenn man z. B. sagt, oh, das ist ja ne ver-rückte Idee – im Sinne von aus-gefallen. Verrückt im pathologi-schen Sinne, gilt für mich gar nicht. Dann ist es jeder und jede. Das ganze Leben besteht aus Ver-rücktheiten, und es wäre scha-de, wenn es nicht so wäre. Damals als Student den Literarischen Sa-lon anzufangen, war auf jeden Fall eine verrückte Idee. Doch erstaun-licherweise hat das bis heute in-zwischen 27 Jahre lang getragen.

Graziano Zampolin, Klang und Leben Mitbegründer, Krankenpfleger, Demenzcoach, Lehrer für Medizinalfachberu-fe, Musiker, Hannover: Das meiste Verrückte, was ich er-lebt habe, war für mich normal, so wie hier im Klinikum Wahren-dorff Verrückte normal ist. Das negativ Besetzte, das manche mit dem Begriff verbinden, gibt es für mich nicht. Wichtig ist natürlich,

wenn man selbst entscheiden kann, wie verrückt man sein möchte. Das Verrückteste, das ich je getan habe: Ich bin mit 14 mit einem Kumpel, aber ohne Geld, wochenlang durch Europa ge-reist. Und alles ist gut gegangen. Ich wollte damals ausprobieren, wie es ist, etwas anderes zu ma-chen, anders zu sein. Verrückt war aber auch, dass unsere Eltern das gestattet haben.

Was ist ein Promi?

Frauke L. (33) Ich finde Johnny Depp toll. Ich hab alle Teile von „Fluch der Ka-ribik“ gesehen und auch seine anderen Filme. Er ist so ein super Schauspieler und sieht auch gut aus. Den würde ich gern mal treffen, aber da müsste ich ja Englisch lernen! Außerdem be-wundere ich meine Eltern und Geschwister, die machen alle tol-le Sachen und haben alle ne gute Arbeit. Meine Mutter ist Steuer-fachgehilfin und hat auch schon Reden gehalten!

Berisa E. (23): Ich bewundere Sportler. Da gibt es einen, den besonders, weil er alles kann: Boxen, Seilspringen, Laufen ... Aber der Name fällt mir nicht ein. Ich fände es auch gut, berühmt zu sein und Auto-gramme zu geben. Aber immer überall erkannt zu werden, fände ich eher lästig.

Impressum

is' ja Ilten!

Herausgeber:
Klinikum Wahrendorff GmbH

Gesamtkonzeption, Redaktions-leitung: Eva Holtz

Layout: Umlj[uch, Petra Laue, Matthias Höpner-Pedus

Fotos: Anna-Kristina Bauer, Joachim Giesel, Eva Holtz, Axl Jansen

Anschrift der Redaktion:
Klinikum Wahrendorff
Rudolf-Wahrendorffstr. 22, 31319 Sehnde,
Tel. 05132/902250, Fax:
05132/902266
Internet-Seite: www.Wahrendorff.de
e-mail: info@wahrendorff.de
is' ja ilten erscheint vierteljährlich

Alle Personen, die hier zu Wort kom-men oder eruiert und mit vollem Namen genannt werden, sind aus-drücklich damit einverstanden.

Garantiert coronafrei

24. JAHRGANG

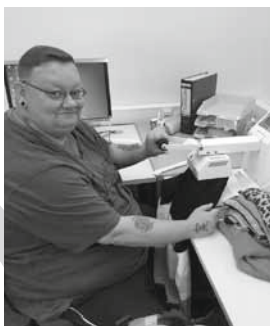
DAS PORTRÄT
Martina Glomb



SPORTTHERAPIE
Bewegung tut gut



EINE LEBENSGESCHICHTE
Nur noch nach vorne schauen



PROMINENTE BEFRAGT
Was ist verrückt?



2/APRIL 2020

DAS ANDERE MAGAZIN AUS DEM KLINIKUM WAHRENDORFF



Viel Betrieb an einem ganz normalen Montag in der Sporttherapie.

Foto: Giesel

Sport tut gut

Selbst Sturmtief „Sabine“ hat die Bewohner und Patienten nicht davon abhalten können, zur Sporttherapie zu kommen. Am Montagmorgen ab 9 Uhr ist für das Team um Sportwissenschaftler, Dr. Marcel Wendt, wieder einmal „Rush Hour“ im großen Trainingsraum. Rund 50 Frauen und Männer sind auf Fahrradergometern, Laufbändern, Beinpresse, Hantelbänken, Matten, Gymnastikbällen oder am Boxsack aktiv. Lukas Duda erklärt einer Patientin, die zum ersten Mal hier ist, was sie trotz Problemen am Fußgelenk tun kann. „Dabei versuchen wir auch, Ihren Fuß wieder stabiler zu kriegen“, sagt der Sportwissenschaftler und zeigt ihr einige einfache Gleichgewichtsübungen: „Nach 30 Sekunden den Fuß wechseln, und immer Hacke, Spitze, Hacke Spitze.“ „Ist echt anstrengend mit dem kaputten Fuß!“, stöhnt die Frau, als sie auf dem wackeligen, kleinen Brett balanciert. Lukas Duda steht daneben, erläutert, was die Übung bewirkt und achtet darauf, dass sie korrekt ausgeführt wird. „Gut so!“ Nebenbei ist das monotone Rauschen der Laufbänder und das leise Surren der Fahrradergometer zu hören. Von den Gymnastikmatten klingt ab und zu ein Stöhnen herüber. Hier gibt es gerade Dehnübungen. An den Hantelbänken ist ebenfalls viel Betrieb. Dort hilft man sich gegenseitig beim Stange auf- und ablegen und beim Variieren der Gewichte. „Die Menschen, die körperlich fit sind, trainieren in der Regel frei. Für diejenigen, die unter Schmerzen und Beeinträchtigungen leiden, erarbeiten wir ein individuelles Programm. Da ist es wichtig, dass es genau die richtigen Übungen sind und in der richtigen Dosierung“, erklärt Lukas Duda. Sein Kollege Carsten Linke, früher Profifußballer bei Hannover 96 und seit neun Jahren hier als Sporttherapeut tätig, hat gerade mit einer jungen Frau nebenan im Büroraum ein Einzelgespräch geführt. „Die Bewohnerin hatte einen Krampfanfall und ist dissoziiert. Da war es besser, dass sie das Training für heute beendet hat.“ Solche Situationen gehören für das Team zum Alltag, meint Linke. „Hallo Carsten!“, ruft ihm eine Bewohnerin im Vorübergehen freundlich zu. „Jeder hat so seinen Lieblingsporttherapeuten.“ Der Ex-Fußballer lacht: „Es macht einfach Spaß, Leute für Sport zu begeistern, sie da abzuholen, wo sie stehen und sie bestmöglich zu fördern.“ Die Bewohner und Patienten können unter einem abwechslungsreichen täglichen Sportprogramm wählen, z. B. Federball, Basketball und Fitness, Fußball, Hockey und Schwimmen oder verschiedenen Outdoor-Angeboten.

Die Vergangenheit hinter sich lassen

Manuela F. lächelt freundlich: „Ja, so wie ich jetzt bin, das ist die neue Manuela. Mit der alten Manuela habe ich abgeschlossen. Es war einfach zu viel gewesen. Mit der neuen bin ich vollkommen einverstanden. So, wie ich jetzt bin, fühle ich mich wohl.“ Vor acht Jahren hat die heute 42-Jährige ihr Äußeres radikal verändert: Die mittellangen Haare kamen ab, Kleider und Röcke und alles Weibliche waren von nun an passé. Für sie war es ein notwendiger Schritt, um unter ihr bisheriges Leben einen Schlussstrich zu ziehen. Sie wollte nur noch nach vorn schauen. „Meine Vergangenheit ist nicht gut. Die wollte ich hinter mir lassen. Deshalb wollte ich auch als Person anders sein und hab ganz bewusst mit dem Frau-Sein abgeschlossen. Ich mag es, mich männlich zu kleiden. Das ist mein Style. Das ist die neue Manuela“, sagt sie. Die Bewohnerin, die seit 2012 in einer der Außenwohngruppen des Klinikums lebt, stammt aus Greifswald. Nach der Wende, 1989, kam Manuela F. mit ihrer Mutter und den beiden jüngeren Brüdern in den Westen, zuerst in die Berliner Gegend und dann nach Lehrte. Dort wohnt eine Tante. Sie hatte ihnen eine Wohnung besorgt. Die ältere Schwester bliebt mit Mann und Tochter Jenny in Greifswald. „Mit meiner Schwester telefoniere ich fast jeden Tag, und meine Nichte Jenny ist Frisörmeisterin geworden. Seit Kurzem ist sie verheiratet – und eine sehr Hübsche, meine Jenny!“ Voller Stolz und Freude deutet sie auf Fotos an ihrer Zimmerwand, die eine gut aussehende, sympathische junge Frau zeigen. Von sich selbst und der „alten Manuela“ hat sie keine Bilder: „Ich mag keine Fotos von mir.“ Die große, voluminöse Frau spricht leise, und in ihrer Stimme liegen Kummer und Verletztheit – ganz anders als ihr Erscheinungsbild suggerieren könnte. Auch zu ihrer Mutter hat Manuela F. immer noch eine sehr enge Beziehung: „Ich hänge sehr an meiner Mama. Leider kann ich sie nur selten sehen. Sie wohnt in Braunschweig, und ich hab nicht das Geld hinzufahren.“ Schwer krebserkrank sei die Mutter inzwischen. Auch sie hat kein einfaches Leben gehabt: vier Kinder von drei Männern, Alkohol und Gewalt. „Wie meine Mutter das geschafft hat mit vier Kindern und in so schlimmen Verhältnissen – ich weiß es nicht. Wir hätten damals schon Hilfe gebraucht. Aber im Osten war das alles viel zu streng.“ Als Manuela 13 war, musste sie für die jüngeren Brüder Mutterstelle übernehmen und den Haushalt führen. Es war die Zeit, als auch ihre Mutter im Alkohol versunken war. „Ich hab meine Brüder in die Schule gebracht und bin dann selber in die Schule gegangen. Wir hatten nen Ofen, da hab ich Holz gehackt und Kohlen geholt und das und jenes gemacht. War ganz schön hart!“ Damals war die Angst ihr ständiger Begleiter: Zuhause vor ihrem Stiefvater und Vorfällen, über die sie nicht sprechen möchte, und in der Schule, wo sie als Au-

„Mein Leben hier hat mir Auftrieb und Kraft gegeben“, sagt Manuela F.



Foto: Holtz

ßenseiterin und schlechte Schülerin gemobbt wurde. Mit 17 brach sie die Schule ab, nahm allen Mut zusammen und schüttete der Mutter ihr Herz aus. „Sie hat sich dann sofort scheiden lassen.“ Es kam zur Gerichtsverhandlung – ohne Ergebnis. „Die Richter haben mir nicht geglaubt.“ Doch ihr jüngster Bruder glaubte ihr und übte tödliche Rache. Es war die nächste Tragödie in Manuelas Familie. Seitdem ist er in Haft. Vom anderen Bruder habe niemand in der Familie mehr etwas gehört und gesehen. Eine Hilfe waren die Großeltern. „Oma und Opa wohnten in der Nähe von Berlin und kamen öfter zu Besuch.“ In der Berliner Gegend wohnen auch andere Familienmitglieder. „Wenn ich hier meine Therapie beendet hab, möchte ich da auch wieder hin.“ Seit sie im Klinikum Wahrendorff lebt, arbeitet Manuela in der Post-Arbeits-therapie. „Für das, was Frau F. macht, muss man einiges an Kompetenz besitzen und sehr eigenständig und verantwortungsvoll arbeiten können“, lobt Gabriel Amado, Leiter des Therapiebereiches: „Wir sind sehr froh, dass sie hier ist und das so toll macht!“ Manuela strahlt. Das Lob freut sie. Erfolgsergebnisse gab es in ihrem Leben bisher keine. Nach dem Sonderschulabschluss in Lehrte versuchte sie, ihr eigenes Geld zu verdienen. „Hat nicht geklappt.“ Danach besuchte sie eine Hauswirtschaftsschule. Wieder wurde sie gemobbt und gab auf. Dann arbeitete sie viele Jahre in Peine in einer Werkstatt für Behinderte (WFB), bis sie auch das nicht mehr schaffte. „Acht Stunden täglich, das haben meine Nerven nicht mehr mitgemacht, und ich bin psychisch krank geworden.“ Außerdem war sie in eine Clique geraten, wo sie fertig gemacht wurde. Mit einer schweren Depression und akuter Suizidgefahr kam sie ins Klinikum Wahrendorff. „Mein Leben hier hat mir Auftrieb und Kraft gegeben.“ Auch die wöchentlichen Gespräche mit Esra Derghi, „ihrer“ Sozialtherapeutin in der Psychiatrischen Institutsambulanz (PIA) hätten ihr sehr gut getan, genauso wie die Arbeit in der Post-AT. „Und wenn ich außer der Reihe Bedarf hab, gibt es die Ärztinnen in der PIA, mit denen ich sprechen kann.“ Angst habe sie jetzt nicht mehr, sagt sie. Im Gegenteil, jetzt verlasse sie gern die sichere Umgebung des Klinikums, um z. B. nach Hannover zu fahren, zu gucken, zu „stöbern“ oder zu ihrem Frisör zu gehen: „Ein türkischer Frisör am Steinort. Zu dem gehe ich seit acht Jahren. Man muss ja einen Vertrauensfrisör haben! Die kennen mich schon und machen es genau, wie ich es haben will. Da gibt's dann auch nen Tee oder nen Kaffee, und man redet ein bisschen. Es gibt mir Kraft, raus zu gehen. Ich muss immer raus, raus, raus. Egal was für'n Wetter ist, nur raus, unter Menschen und was sehen.“ Manuela F. lächelt und scheint endlich mit sich im Reinen zu sein.

Eva Holtz

Spannungsskala und Skills



Ergotherapeutin Isabelle Loubier leitet die „Stresstoleranzgruppe“.

Foto: Giesel

Es ist 8.30 Uhr. In der Tagesklinik für Männer in Ilten beginnt die Morgenrunde. „Zum Auflockern machen wir eine kleine Übung. Wenn einer nicht mitmachen möchte, ist das aber auch OK“, sagt Ergotherapeutin Isabelle Loubier. 16 Männer gehen langsam hintereinander im Kreis, legen die Hände auf den Rücken des Vordermannes und klopfen, trommeln, reiben – so wie es die Therapeutin vorgibt, mal leicht, mal kräftiger. Nur einer bleibt am Rand auf seinem Stuhl sitzen und schaut bei der Übung lieber zu. Nachdem die Patienten im Kreis Platz genommen haben, will die Therapeutin wissen, wie sie sich fühlen und ob die Übung bei ihnen etwas ausgelöst hat. Wieder betont sie, dass es jedem frei stehe, etwas zu sagen oder lieber zu schweigen. Es scheint, als ob alle froh seien, über sich sprechen zu können. Keiner verweigert sich. Aus einem Teilnehmer platzt es heraus: „Mich hat diese Aktivierung aufgeregt und mir ein blödes kribbeliges Gefühl gegeben.“ Andere sagen, dass sie sich entspannt, zufriedener und positiv angeregt fühlen. Ihren allgemeinen Gefühlszustand beschreiben die meisten Teilnehmer jedoch als stark angespannt, ausgelaugt und unruhig. Einige empfinden Hilflosigkeit, Ohnmacht und Unsicherheit. Doch die Männer berichten auch darüber, was ihnen Kraft gibt: die Natur, Sport und Bewegung, Musizieren und Musik hören, ihre Hobbies und ihre Tiere und immer wieder – die Familie. Einer wirkt sehr niedergeschlagen. Er sagt: „Früher waren es die Musik und das Reisen. Jetzt hilft mir gar nichts mehr.“ Die Männer sind erstaunlich offen und ehrlich und beschreiben ihre Verfassung klar und schonungslos. Dann ist die Morgenrunde beendet, und die Therapeutin bedankt sich bei allen fürs Mitmachen. Während die Patienten eine kurze Pause haben, bevor es für sie mit verschiedenen Gruppentherapien weitergeht, berichtet Isabelle Loubier im Stationszimmer ihren fünf Kolleginnen und einem Kollegen vom Geschehen in der Morgenrunde, und jeder einzelne Fall wird gemeinsam diskutiert. Von ihrem Hausarzt oder einem Facharzt wurden die Patienten in die Tagesklinik überwiesen, weil sie unter Depressionen, Burnout, Ängsten oder posttraumatischen Belastungsstörungen leiden oder unklare körperliche Beschwerden und chronische Schmerzen haben. Manche weisen Persönlichkeits- und Verhaltensstörungen auf, Traumafolgestörungen oder Suchterkrankungen. Zwischen sechs und acht Wochen beträgt die Behandlungszeit. „Psychische Probleme bei Männern zeigen sich oft in erhöhter Reizbarkeit und Risikobereitschaft, in erhöhtem Alkoholkonsum, ständigem Arbeiten, meist auch im Rückzug von Familie und Freunden“, erklärt Dr. Yesim Calbay. Gravierende berufliche Überlastungen, auch die Folgen von Schicht-

„Bei Wut, Ärger und Aggression war ich eine tickende Zeitbombe.“

arbeit seien oft Auslöser. „Dann kommen häufig familiäre Probleme und Depressionen hinzu“, so die Fachärztin für Psychiatrie und Psychotherapie, die seit sechs Jahren in der Tagesklinik arbeitet. Ihre Patienten kämen aus allen Berufen und Schichten, und es betreffe fast alle Altersgruppen, erklärt sie. Ein multiprofessionelles Team aus Psychologen, Ergo- und Sozialtherapeuten, einer Medizinischen Fachangestellten und der Psychiaterin steht ihnen zur Seite. Bis auf zwei Therapeuten und den Oberarzt sind die Mitarbeiter der Tagesklinik weiblich. Ein Problem für die männlichen Patienten? „Nein“, sagt die Ärztin, „es gibt aber Männergruppen, welche nur durch männliche Therapeuten angeleitet werden.“ Auch die nun folgende „Stresstoleranzgruppe“, eine von zwei parallel stattfindenden Therapiegruppen, wird von einer Frau geleitet. Wieder ist es Isabelle Loubier, und auch hier sitzen die sechs Männer zunächst im Kreis. Die Ergotherapeutin erklärt, dass heute „Achtsamkeit“ im Mittelpunkt stehen wird. Isabelle Loubier schaltet das Deckenlicht aus und kündigt eine längere Meditationsübung an. „Nehmen Sie bitte eine aufrechte Sitzhaltung ein und schließen Sie, wenn möglich, die Augen.“ Im Raum ist ruhiges Ein- und Ausatmen zu hören. „Spüren Sie in sich hinein, was Sie jetzt gerade wahrnehmen, was Sie fühlen. Und versuchen Sie die Atmung zu vertiefen.“ Nach einigen Minuten holt der sanft-warme Ton der Klangschiene die Männer zurück. Ein lebhafter Austausch kommt in Gang: Was Achtsamkeit mit Stresstoleranz zu tun habe. Wie sich Niedergeschlagenheit, Wut, Ärger und Anspannung bemerkbar machten. Es geht um die „Spannungsskala“. Bei über 70 Prozent wird es brenzlich. Ein Teilnehmer hat sein persönliches „Spannungsprotokoll“ festgehalten und stellt es vor. „Es hat mir sehr geholfen, dieses Protokoll zu führen“, sagt er. Ein anderer empfiehlt Atemübungen und Entspannungsmusik über Kopfhörer. Dem nächsten haben Yogaübungen und Gymnastik geholfen. Ein Mann gibt zu, dass er sich früher nur durch Zuschlagen Erleichterung habe verschaffen können. „Bei Wut, Ärger und Aggression gab es bei mir einen ‚point of no return‘. Dann war ich eine tickende Zeitbombe!“ Er sei schon das zweite Mal in der Tagesklinik, und hier sei ihm klar geworden, dass er sich ändern und seine Aggressionen in den Griff kriegen wolle: Einer meint, dass er zwar äußerlich ruhig sei, es innerlich in ihm aber noch sehr arbeite. Ein anderer sagt, er sei sehr angespannt und wolle nur noch in Ruhe gelassen werden. Nach einer fünfminütigen Pause kommen alle in den Raum zurück. Nun geht es um „Skills“, Mittel, die bei hoher Anspannung als Ablenkung und zur Anspannungsreduzierung dienen sollen: u. a. kaltes Wasser über Handgelenke und Gesicht laufen lassen, Eiskissen auflegen, trockene Erbsen in die Schuhe stecken, eine Chiliischiote essen. „Bei hoher Anspannung ist es wichtig, wenn die Körperlichkeit wieder ins Bewusstsein kommt. Jeder sollte für sich herausfinden, was ihm am besten hilft“, erklärt die Therapeutin. In der Abschlussrunde geht es noch einmal darum, wie sie sich nun fühlen. Einige Patienten sagen, dass sie froh seien, nun eine geringere Anspannung zu empfinden. Für einen anderen ist das Fazit: „Die Gespräche hier helfen mir immer.“

Eva Holtz

Wie gelingt Sterben und Abschiednehmen in Würde?

Es gehört zur Wertschätzung und Achtung vor dem Leben, würdevoll Abschied nehmen zu können“, sagt Pastorin Ilka Greunig, die zusammen mit ihrer evangelischen Kollegin Dr. Uta Blohm und dem katholischen Diakon Werner Mellentin für die Seelsorge im Klinikum Wahrendorff zuständig ist. Zu ihren Aufgaben als Seelsorger gehört es auch, sterbende Bewohner zu begleiten, ebenso die Mitarbeiter, die diesen Menschen zur Seite stehen. „Es ist etwas ganz anderes, ob man im Kreise der Familie oder im Klinikum Abschied nimmt“, ist sich Ilka Greunig mit ihren Kollegen einig. Deshalb wurde vor etwa einem Jahr eine Arbeitsgemeinschaft gegründet, die sich mit der Sterbebegleitung und einer angemessenen Form des Abschieds innerhalb des Klinikums Wahrendorff beschäftigt. Gemeinsam mit einigen Heimleitern erarbeiteten die Seelsorger „Checklisten“ (Verfahrensleitungen) über die spirituelle Versorgung bei Sterben und Tod und die Organisation und den Ablauf von Abschieds- und Trauerfeiern und stellen eine „Trauerkiste“ zusammen. Heute werden die Ergebnisse den versammelten Heimleitern und Vertretern der Klinik vorgestellt. Um auch im Einzelfall richtig und angemessen handeln zu können, regt Dr. Uta Blohm an: „Uns ist wichtig, schon bevor Menschen sterben, zu erfahren: Wie stehen sie zu ihrer Religion, zum Sterben und zum Abschiednehmen?“ Das Thema sei umso komplexer und sensibler, weil auch Angehörige nichtchristlicher Religionsgemeinschaften im Klinikum Wahrendorff behandelt werden und versterben. „Auch bei ihnen fühlen wir uns für eine angemessene Verabschiedung zuständig“, sagt Pastorin Greunig auch im Namen ihrer Kollegen. Ein Beispiel worauf besonders geachtet werden muss: „Muslime dürfen nicht verbrannt werden.“ Werner Mellentin berichtet von einer Abschiedsfeier für eine Muslima auf dem Wohnbereich: „Zusammen mit Frau Blohm habe ich schon einmal eine Muslima verabschiedet, und ich glaube, es ist gut gelaufen und auch bei den anwesenden Bewohnern gut angekommen.“ Grundsätzlich habe jeder das Recht einer Sargbestattung, wenn er nicht eingeregelt werden wolle. Informationen und Kontaktpersonen zu fast allen Religionen, die es in Hannover gibt, so erfährt die Runde, könnten im hannoverschen „Haus der Religionen“ eingeholt werden. Die Anwesenden berichten über ihre Erfahrungen und Beobachtungen: Ob ein zeitnaher Abschied wünschenswert sei, ob in einer Kapelle oder auf der Station, wie sie als Mitarbeiter mit dem Sterben, der Begleitung bis dahin und der Nachbereitung eines Abschieds umgehen. Pastorin Ilka Greunig meint, dass der Abschied in einer Trauerhalle immer die erste Wahl sei: „Dort ist es ein anderes Erleben.“

Die Pastorinnen Ilka Greunig und Dr. Uta Blohm und Diakon Werner Mellentin präsentieren den Inhalt der „Trauerkiste“.

Foto: Giesel



Der Abschied hat einen eigenen Ort außerhalb des Klinikalltags. „Diakon Werner Mellentin, der schon seit vielen Jahren als Seelsorger im Klinikum tätig ist, steuert einige seiner zahlreichen Erfahrungen bei: „Ich bin auch schon von Betreuern aufmerksam gemacht worden: Es wird Zeit. Zu diesem oder jenem Bewohner musst du hin! Und ob es ein Abschied auf der Station oder dem Wohnbereich oder in der Trauerhalle oder Kapelle geben soll – alles kann richtig und gut sein und sollte immer im Einzelfall entschieden werden, mit viel Fingerspitzengefühl! Heimleiter Seid Komoni stimmt ihm zu und berichtet über das Ableben eines sehr jungen Menschen: „Darauf waren wir alle nicht vorbereitet und waren ein wenig hilflos.“ Pastorin Ilka Greunig räumt ein: „Nicht jeder hält eine Trauerfeier aus. Trotzdem ist es wichtig zu wissen, dass es sie gibt. Aber es macht ja etwas mit mir: Wie wird es sein, wenn ich gehe?“ Auch Einzelfälle werden erläutert, besondere Todesursachen wie ein Suizid, bei dem besonders große Sensibilität erforderlich sei. „Ein schwieriges, aber wichtiges Thema, bei dem ein sehr guter Austausch erforderlich ist. Das hat bisher schon gut funktioniert“, so die Leitende Ärztin und PIA Koordinatorin Sniefried-Oda Buchweitz-Klingsöhr. Einig ist man sich, dass es viel Fingerspitzengefühl erfordere, im Einzelfall den richtigen Weg zu finden und dass es auch beim Personal immer wieder Unsicherheiten gibt, wie zu verfahren sei. Deshalb sei es wünschenswert, so die Anwesenden, eine Mitarbeiter-Fortbildung zum Thema Tod und Sterben und dem Umgang damit ins Leben zu rufen. Heimleiter Holger Heipl meint: „Ich könnte mir eine solche Fortbildung zweimal im Jahr vorstellen – verbunden mit der Möglichkeit, über das Thema und über eigene Erfahrungen zu sprechen.“ Seid Komoni wünscht sich auch mehr Informationen darüber, wie in anderen Religionen mit dem Thema umgegangen wird und schlägt einen gemeinsamen Besuch im „Haus der Religionen“ vor. „Es wäre gut, wenn es mehr Austausch über dieses Thema gäbe.“ Seine Kollegin Christa Eller-Gerwinn stimmt ihm zu, und Heimleiter Peter Steinig spricht die Biografiearbeit an, die hilfreich sein könnte. Eine rege Diskussion entwickelt sich, und es wird klar, wie sehr sich alle Beteiligten eine einheitliche Vorgehensweise, quasi einen Leitfadens, wünschen. Die vorgestellten Verfahrensleitungen und die „Trauerkiste“ finden bei den Anwesenden einheitliche Zustimmung, und man geht an diesem Vormittag mit dem Beschluss auseinander, zeitnah eine erste Fortbildung zum Thema „Sterbebegleitung“ zu organisieren.

Eva Holtz